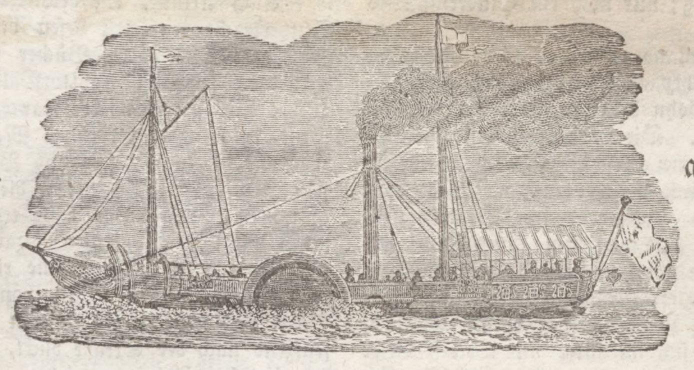
№ 104.



Donnerstag, am 1. September 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die Juden.

Eine Familiengeschichte von W. Schumacher.

Suchst du den neuen Himmelshain,
Der fremd dem Glauben deiner Väter,
So halt das Herz von Lüsten rein;
Sonst könnte dich, als Uebelthäter,
Verblenden leicht des Truges Schein;
Du könntest früher, könntest später,
Du könntest sterbend es bereu'n!

In dem stattlichen Hause des reichen israelitischen Kaufmanns Hirschberg zeigte sich plötzlich eine merkbare Abweichung von der sonst dort vorherrschenden Lebensweise. Ein scheues, verhaltenes Begegnen der Familienmitglieder hatte den Platz der lauten Freude eingenommen, zu welcher die in diesem Hause rasch aufeinander folgenden musikalischen Abendunterhaltungen, Thé dansants und andere Festlichkeiten die Veranlassung zu geben pflegten. Die Familie Hirschberg hatte, mit Ausschluß der strenggläubigen Hausfrau, schon seit längerer Zeit jede gesellschaftliche Vereinigung mit ihren Glaubensgenossen unterbrochen; jene Klasse von Christen beiderlei Geschlechts, die keine Gelegenheit unbenutzt lassen, welche sich zum Genusse rauschender Vergnügungen darbietet, so wie dürftige Schöngeister, Tanzlustige, Neuigkeitskrämer und -krämerinnen und Lebeleute jeder Art hatten in diesem Hause ihren Sammelplatz gefunden. Jetzt aber war mit einem Male ein Geist der unheimlichen Stille hier eingekehrt. Die Stimmung der Hausgenossen glich dem beklemmenden Luftdruck der Atmosphäre kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters. Man hatte ein großes Vorhaben gefaßt, man wollte in eine neue Region des Lebens, oder vielmehr der geistigen Ansicht und Hinneigung übergehen, man war schon

darüber mit sich einig; nur noch ein Hinderniß blieb zu bekämpfen.

Die Familie bestand nur aus vier Personen: das Hirschbergsche Ehepaar, Abraham, der zweiundzwanzigjährige Sohn desselben, und die zwanzigjährige Tochter Lea. Die letztern wurden eigentlich nur noch von Madame Hirschberg, wenn eben kein Gast zugegen war, mit ihren vorgenannten alttestamentarischen Namen angeredet; im weitern gesellschaftlichen Umgange und von dem Hausgesinde ließ Lea sich schon lange Lina und Abraham sich Arthur nennen. Herr Hirschberg hatte es ausdrücklich so geboten, und zürnte heftig, wenn Moses, der alte Hausdiener sich mitunter in Betreff dieser Reform vergeßsam zeigte. Um daher in dieser Erzählung Doppelnamen zu vermeiden, sollen in dem hier Folgenden, nach dem Willen des Herrn Hirschberg seine Kinder allein Lina und Arthur genannt werden.

Wenden wir jetzt die Blicke zuerst den Grundrissen und dem Kolorite des Gemäldes zu, um bei seiner weitern Entfaltung vorbereitet den Schattirungen mit Kennerauge folgen zu können.

Herr Hirschberg ging mit übereinander geschlagenen Armen und langgemessenen Schritten im geräumigen Wohnzimmer auf und nieder. Die gefaltete Stirne deutete auf tiefen Unmuth, wie überhaupt die ganze Gesichtsgeberdung des Hausherrn einen ungewöhnlich aufgeregten Gemüthszustand erkennen ließ. Nur verstohlen blickte er mitunter beim Vorübergehen seitwärts nach der Ehegenossin, mit welcher er nun bald ein volles Vierteljahrhundert enge vereinigt auf der Lebensstraße durchwandelt.

Es giebt keinen härtern Kampf als den, wo Kopf und Herz miteinander ringen. Keins will da das kleinste seiner Rechte vergeben; der Kopf treibt vorwärts und das Herz hält zurück. Solch ein Kampf drohet die Brust zu zersprengen und den Geist mit Wahnsinn zu umnachten. Diesen Kampf hatte Herr Hirschberg jetzt zu bestehen.

Seine Gattin, die in mosaischen Religionsgrundsätzen streng erzogene Tochter eines Ober-Rabbiners, saß in einer Zimmerecke und las in einem hebräischen Buche. Ihr Gesichtsausdruck verrieth weder Seelenruhe noch Gemüthsbewegung; er war ein Abbild von Glaubensstarrsinn, der zwischen Besorgniß und Ergebung schwanket.

Auch Arthur, ein brünetter junger Mann in Stutzertracht, war mit Lesen beschäftigt. Doch wie unruhig wühlte er die Bücher umher, wie launisch war dabei seine Auswahl! Bald war es ein strategisches Werk, bald wieder war es das neue Testament, in welchem der junge Mann blätterte. Auch Romane, Heldengesänge und Bücherhefte mit possenhaftem Inhalt kamen an die Reihe.

Ein freundlicheres Bild tritt vor unsern Blick, wenn wir ihn von jenem bizarren Leser abwenden und ihn auf die junge Dame richten, welche eifrig beschäftigt ist, einen Kranz von Vergißmeinnicht zu sticken und nur, wenn sie von Minute zu Minute seufzend nach der Straße blickt, das seelenvolle Auge der zierlichen Arbeit entziehet. Es ist Lina, die sich uns hier als wohlgefälliger Gegenstand der Anschauung darbietet. Ihr wahrhaft schönes Angesicht läßt zwar die orientalische Ahnschaft nicht verkennen, doch verräth es keinesweges die Jüdin. Und was aus den schönen Augen so begehrend und Theilnahme erweckend hervorblickt, das ist der Silberblick der züchtigen Liebe und zugleich auch der Schwanenblick des hinsterbenden Seelenfriedens.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Bedeutsamkeit des Ringes.

Der Ring ist ein Erbstück des Alterthums, dessen Werkmeister eben so unbekannt ist, als der Name Dessen, der den ersten Kranz gewunden hat. Egypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten; von den Egyptern erhielten ihn die Griechen und von diesen die Völkerschaften Italiens; von den Etruskern insbesondere kam er zu den Römern. Diese bedienten sich in den ersten Zeiten ihrer Republik, gleich den alten Deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren Anfangs nur ein Vorzug Derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen wurden sie das Zeichen der Senatoren und des Ritterstandes. Als endlich die Eitelkeit plebejischer Damen die goldenen Finger junger Ritter zu beneiden anfing, und ihnen doch ein unhöfliches Gesetz Gold untersagte, so nahmen sie ihre Zuflucht zu Silber. Eisen blieb gemeinlich nur das Eigenthum der Sklaven, außer daß man es wohl als Symbol der Tapferkeit bisweilen am Finger Derer erblickte, die als Helden auf dem Triumphwagen so eben das Fest ihrer

Siege feierten. Später hingegen fanden nicht nur die Wünsche der niedern Damen Gewährung, sondern es gab sogar eine Zeit, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenk rechts und links seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes ist nicht sowohl Gegenstand des Schmuckes, als vielmehr ein Petschaft zu sein. In dieser Beziehung ist er eben ein so gemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung als unverbrüchlich, hiermit so gut wie untersiegelt sei. Diese Bedeutung hatte er bei Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt; so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine von Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Christen behielten den so bedeutungsvollen Ring desto williger bei, je reiner er von aller Religionsbeziehung aus den Händen der Römer kam. Und wie er vor dem blos zum Unterpfande der Verlobung diente, ohne bei den Zeremonieen der Verehelichung selbst von Gebrauch zu sein, so flochten sie ihn bald nachher auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung des neuen Paares nochmals vor den Augen der Gemeinde zu bestätigen.

An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern einerlei. Die Juden hatten ihn an der rechten; daß aber andere, namentlich Griechen und Römer, ihn am vierten Finger der linken Hand trugen, wo er nun noch angebracht wird, sollte den Grund haben, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten.

Ein Beispiel von Geistesgegenwart.

Im Französischen Departement der Nordküste liegt nahe bei der Abtei St. Aubin ein Irrenhaus, das von frommen Klosterbrüdern unterhalten wird, die den Namen „Brüder des heiligen Johannes“ führen. Die guten Mönche behandeln die Irren mit der größten Sanftmuth und lassen ihnen volle Freiheit, mit alleiniger Ausnahme jener kurzen Zwischenräume, wo der laute Ausbruch ihres Wahnsinns eine solche Freiheit gefährlich machen würde. Um sie zu zerstreuen, führt man sie in das Arbeitshaus und beschäftigt sie hier auf eine Weise, die ihren Kräften und Gewohnheiten zusagt; der Eine ist Thürsteher, ein Anderer Gärtner, ein Dritter Koch u. s. w. Einer der frommen Wärter dieser Anstalt legte einst einen Beweis merkwürdiger Geistesgegenwart ab. Der ehrwürdige Bruder befand sich in der Küche; er unterhielt sich ganz unbefangen mit einem Dutzend Irren, deren Sanftheit und fast vernünftiges Benehmen ihm auch nicht die geringste Besorgniß einflößte. Da zog einer von ihnen zwei oder drei seiner Kameraden bei Seite und machte ihnen mit gedämpfter Stimme folgenden Vorschlag: „Schon seit langer Zeit müssen wir uns mit einer überaus mageren Suppe behelfen, jetzt ist eine Gelegenheit da, sie schmackhafter zu machen; ich rathe euch, laßt sie nicht verstreichen. Laßt uns den Bruder Moritz in den Kessel werfen, und unsere Suppe wird ungleich besser sein.“ Kaum war dieser Vorschlag gemacht, als alle Irren demselben beistimmten und sich dem frommen Bruder nahten, um ihr Vorhaben ins Werk zu richten. Es lag allerdings etwas Schreckliches in dem Anblick jener Tollen, die nicht danach aussahen, als ob sie irgend einem Vernunftgrunde Gehör geben würden. Auch Bruder Moritz war im ersten Augenblick ganz verstört; aber er faßte sich bald, und von der Idee durchdrungen, daß er nur mit kaltem Blute und voller Geistesgegenwart einem übeln Ausgange vorbeugen könne, machte er sogleich gemeinschaftliche Sache mit ihnen, versicherte, daß er ohne Zweifel eine vortreffliche Bouillon abgeben werde, und wünschte deshalb nichts weiter, als nur recht bald in den Kessel geworfen zu werden. „Aber,“ setzte er mit höchst bedenklicher Miene hinzu, „ich gebe euch nur Eines zu bedenken: Wenn ihr mich mit allen meinen Kleidern in den Kessel werft, wird die Suppe verderben und ihr euren Zweck doch nicht erreichen; wartet daher einen Augenblick, bis ich meine Kleider von mir gethan habe, und ich will sogleich zurückkehren und mich zu eurer Verfügung stellen.“ — „Das ist auch wahr!“ riefen die Tollen durcheinander, „daran haben wir nicht gedacht; kleiden Sie sich schnell aus und lassen Sie uns nicht warten.“ — Es läßt sich denken, daß der Bruder Moritz sich beeilte, davon zu kommen, und glücklich war, auf diese Weise dem gewissen Tode zu entrinnen.

Die erste öffentliche Gewerbe-Ausstellung in Danzig.

(Fortsetzung.)

Als Früchte eines neuen Zweiges am Baume des Kunst- und Gewerbefleißes in Danzig finden wir in dieser Ausstellung mehre künstliche Glasarbeiten vor. Das ist etwas recht Nützliches, höchst Willkommenes! Es ist ein schlechter Landwirth, der ohne Noth sein Feld brach liegen läßt und für seinen Bedarf das Getreide vom Nachbarn kaufet. Dieser Vergleich ist nun so gut auf einen Staat wie auf eine Stadt anzuwenden. — Bisher mußten die Leute in Danzig das, was sie an geschliffenen und gebogenen Gläsern brauchten, in den Glas- und Galanteriewaarenhandlungen kaufen, theuer bezahlen, und obendrein noch die Waare so hinnehmen, wie sie gerade da war. Diesem Uebel ist jetzt abgeholfen. Das Etablissement des Hrn. Wenzel am Schnüffelmarkt No. 638 hat mit seiner Glaswaarenhandlung zugleich eine Kunstwerkstätte vereinigt, in welcher nach beliebigen Zeichnungen und Aufträgen jede Art von Verzierungen auf Glas kunstreich geschliffen wird. Von dieser Arbeit hat Hr. Wenzel der Ausstellung zwei Gegenstände eingesandt: ein Glas mit einem Jagdstücke, und einen Pokal mit 4 Ansichten Danzigs. Ferner hat an künstlich gefertigten Glaswaaren der Glasermstr. Hr. Borrasch (Näthlerg. 420) eine sauber gearbeitete Glastoilette und zu Kutschlaternen und Uhrgehäusen gebogene Gläser von verschiedenster Größe eingeliefert. Die dabei gestellten Preise sind ungewöhnlich billiger Art.

Was von Zingießerarbeiten vorhanden, ist schon durch seine gefällige Form ausgezeichnet. Ein Tischuhrgehäuse von Hrn. Trummer (Heil. Geistg. 984) trägt Verzierungen zur Schau, wie man sie sonst nur an künstlich gefertigter Silberwaare erblickt. Von Hrn. Juchanowitz (ersten Damm 1108) findet man eine einladende Badewanne und Löffel vor, die keinen Galanteriewaarenladen verunstalten würden und mit welchen, unbeschadet ihrer glänzenden Zinnmasse, selbst bei silbernen Hochzeiten die Suppe gegessen werden kann. Jedenfalls ist solchen zierlichen zinnernen Löffeln der Vorzug vor den neusilbernen Gefährten einzuräumen, die, wie jedes Leichtfertige, über kurz oder lang doch einmal anlaufen und trotz dem, daß sie aus einer Komposition hervorgehen, doch nicht im mindesten musikalisch sind.

Bernsteinarbeiten haben die Hrn. Hoffmann (Johannisg. 1380) und van Roy (Breitenthor 1940), erstgenannter Whistmarken und ein Jagdstück, das durch naturgetreue Nachbildung die Blicke zu fesseln weiß, und letztgenannter eine sehr zierlich gearbeitete Toilette eingeliefert.

(Schluß folgt.)

Tauwerk.

Der Schlächtermeister Börner in Parchwitz, ein geachteter und sonst besonnener und vorsichtiger Mann, wollte an dem heißen 29. Juli Nachmittags, auf seinem Wagen nach Großbäswitz fahren, um Schlachtvieh zu holen. Bei dem letzten Hause in der Vorstadt schlug er Tabacksfeuer an und fuhr dann mit seinen raschen Pferden schnell weiter. Plötzlich stand hinter ihm sein ganzer Wagen in Flammen, er versuchte dieselbe niederzuschlagen, konnte ihrer aber durchaus nicht mächtig werden, sie ergriffen seine Kleider und verbrannten ihm Füße, Unterleib, Rücken und Hände auf das Schrecklichste. Der Straßen-Planeur Govono, welcher eben von der Breslauer Chaussee herkam und den brennenden Wagen schon von Weitem gewahrte, eilte schnell herbei, schnitt die Pferde ab, ritt auf einem derselben in die Stadt und meldete, was geschehen war. Unterdessen verbrannte der Wagen gänzlich, so daß von ihm nichts übrig blieb, als drei Räder und ein Stück von der Deichsel. Man denke sich den Schreck der Familie des Unglücklichen, als er, der sie erst vor einer halben Stunde gesund verließ, in einem bejammernswerthen Zustande zurückgebracht wurde. Aller ärztlichen Hilfe ungeachtet, gab er am 3. August seinen Geist auf.

Räthsel.

Ich komme wo zwei Heere kämpfen,
Gewaltsam ihre Wuth zu dämpfen,
Bedränge auch die feste Stadt,
Und laß auf offnem Meer mich finden,
Herbeigeeilt aus allen Winden,
Bereitend jähen Todespfad.

C. S—e.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Botzon.